

Auf kurzweiligen Veranstaltungen mit wissenschaftlichen Kurzvorträgen – genannt Science Slam – präsentieren Forscher im Zehn-Minuten-Takt den Knalleffekt ihrer Arbeit.

# FEURIGER VORTRAG



Die Kommunikationskultur in der Wissenschaft wandelt sich. Obgleich die Scheu vor zu viel Selbstdarstellung in Unikreisen noch immer sehr tief sitzt, wagen sich mehr und mehr Forscher an neue, ungewöhnliche Wege, um ihre Forschungsprojekte und Fachkenntnisse anschaulich und mitreißend zu vermitteln – auch jenseits des Hörsaals.

VON ASTRID DÄHN

**D**ie Bühne scheint nicht recht zum Vortragenden zu passen. In Hemd und Sakko, mit einem Laserpointer in der Hand, steht Hanno Depner auf dem schwarzen Holzpodest und erläutert die komplizierten Diagramme auf der Leinwand hinter ihm. Das Wirrwarr aus Linien und Pfeilen soll dem Publikum die Grundmuster im Gedankengebäude des Philosophen Immanuel Kant vor Augen führen. An der Raumdecke über Depner schimmert eine silbrige Diskokugel, übermannshohe Lautsprecherboxen rechts und links des Podiums deuten darauf hin, dass hier, im Szeneclub SO36 in Berlin-Kreuzberg, normalerweise lautere Töne angeschlagen werden als das leise Lied der Erkenntnistheorie.

Doch die Zuschauer auf den voll besetzten Holzbänken des Clubs irritiert das nicht. Gespannt verfolgen sie, wie Depner Kants komplexe Ideenwelt in immer bunteren Skizzen zu veranschaulichen sucht. Als er schließlich einen Bastelbogen aus Pappe zur Hand nimmt, ihn zu einem wohldurchdachten System aus Quadern, Würfeln und Ebenen umklappt und so – unter der Überschrift „Kant in 3D“ – immer neue Dimensionen des philosophischen Gesamtwerks entfaltet, beginnt das Auditorium zu johlen. „Ich finde es toll, wie die Vortragenden versuchen, selbst die trockensten wissenschaftlichen Themen mit ein bisschen Humor rüberzubringen“, kommentiert eine junge Frau aus dem Publikum Depners didaktische Leistung. Der 37-jährige Philosophie-Experte ist der dritte Redner des Abends, vor ihm haben schon eine Politikwissenschaftlerin und ein Physiker

Fotos: Dpa/Picture Alliance, Charles Yunick, Ddp Images (2), YouTube

über ihre Forschung gesprochen, nach ihm ist noch ein Astronom an der Reihe.

„Science Slam“, zu deutsch: „Wissenschaftswettstreit“, lautet der offizielle Name für einen solchen Vortragswettbewerb, wie er an diesem Abend in Kreuzberg stattfindet: Junge Nachwuchswissenschaftler, in der Regel Diplomanden, Doktoranden oder Postdocs, bekommen zehn Minuten Redezeit, um dem Publikum einen wissenschaftlichen Sachverhalt, meist Aspekte ihrer eigenen Forschungsarbeit, möglichst verständlich und mitreißend zu erläutern. Ob Beamer, Kurzexperiment oder Bastelpappe – solange die Vortragszeit nicht überschritten wird, ist dabei jedes Hilfsmittel erlaubt. Am Ende der Programms entscheiden die Zuschauer, welcher Auftritt ihnen am besten gefallen hat.

„Was wir hier machen, ist kein Slapstick. Die Redner stellen in Minimalzeit reale wissenschaftliche Ergebnisse vor, und die Zuhörer sollen hinterher zumindest die Grundzüge des Problems erfasst haben. Dazu müssen die Vortragenden ihre Aussagen sehr genau auf den Punkt bringen“, erklärt Gregor Büning das Konzept der Veranstaltung. Der Umweltingenieur organisiert seit gut einem Jahr Science Slams in Berlin. Anfangs habe er befürchtet, den Saal nicht voll zu bekommen. Doch die Wettbewerbe sind beliebt. In nahezu jeder deutschen Universitätsstadt stehen Science Slams inzwischen regelmäßig auf dem Kulturprogramm, es gibt sogar Sonderwettbewerbe zu Spezialthemen wie „Energie“ und deutschlandweite Endauscheidungen für die Sieger der verschiedenen Städte. Pro Veranstaltung rechnet Büning mit 400 bis 700 Zuschauern. An diesem Abend sind die Sitzplätze im SO36 bereits eine halbe Stunde vor Beginn restlos belegt, wer später kommt, muss stehen. „Indem sie sich auf ein ganz neues Format einlassen“, resümiert Büning, „erreichen die Redner auch Menschen, die sich sonst nie in einen Wissenschaftsvortrag verirren würden.“

**Forscher als Entertainer**, die selbst ein Massenpublikum in ihren Bann ziehen können – Veranstaltungen wie die Science Slams scheinen alle Vorurteile über die dröge, verknöcherte deutsche Wissenschaftskultur zu widerlegen. Ist da ein grundlegender Wandel im Gange? Werden aus eher nonverbalen, lichtscheuen Gelehrten, die bewusst wenig Wert auf Darstellung legen, allmählich begeisterte Kommunikatoren ihres Fachs?

„Die Einstellung der Forscher zur Vermittlung ihres Wissens hat sich hierzulande in den letzten zehn Jahren tatsächlich deutlich verändert“, sagt Peter Weingart, Professor am Institut für Wissenschafts- und Technikforschung der Universität Bielefeld. Grundsätzlich seien heute viel mehr Kollegen als früher bereit, ihre angestammten Laborplätze und Studierzimmer auch mal zu verlassen, um sich etwa Diskussionen in Klassenzimmern zu stellen, Uni-Seminare für Kinder anzubieten, samstägliche Show-Vorlesungen zu halten oder in einer „Langen Nacht der Wissenschaft“ Institutsbesuchern Experimente vorzuführen, sagt der

Kommunikationsforscher. Zu Beginn des Jahres hat er eine Online-Befragung veröffentlicht, in der mehr als 1000 deutsche Wissenschaftler verschiedener Fakultäten, mehrheitlich Professoren, Auskunft geben sollten, wie sie den Dialog über ihr Fach bewerten. Danach halten es über 90 Prozent der Interviewten für wichtig, ihr Spezialgebiet einem breiten Publikum zugänglich zu machen, außerhalb wie innerhalb des Wissenschaftsbetriebs.

„**Die meisten Forscher** sehen es mittlerweile als eine Art moralische Verpflichtung, den Menschen, von denen sie über Steuergeld finanziert werden, auch zu sagen, was an den Instituten eigentlich gemacht wird“, nennt Weingart eines der Hauptmotive. Gleichzeitig hoffen die Wissenschaftler auf Werbeeffekte: Eine genauere Vorstellung vom Nutzen ihrer Arbeit soll helfen, Sponsoren aus Politik und Industrie zu finden. Mit packenden Vorträgen oder Lehrveranstaltungen für Schüler und Studenten wollen sie Nachwuchsforscher anwerben, an denen es vor allem unter Naturwissenschaftlern und Ingenieuren seit Jahren chronisch mangelt. Und nicht zuletzt zwingt die zunehmende Zahl an fächerübergreifenden Projekten die Wissenschaftler dazu, größeren Wert auf die Präsentation zu legen. „Wenn etwa Mediziner mit Psychologen oder Klimaexperten mit Ökonomen kooperieren“, erläutert Weingart, „müssen sie eine für alle nachvollziehbare Sprache finden.“ Das fordern selbst die Gralshüter der Wissenschaft: So verlangt etwa das renommierte Fachmagazin „Nature“ von seinen Autoren, sich so auszudrücken, dass auch „ein Wissenschaftler aus einer anderen Disziplin oder sogar ein Nicht-Wissenschaftler aus Ihrer Familie“ den eingereichten Artikel verstehen kann. Und die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) empfiehlt in ihrem „Leitfaden zum Formulieren von Anträgen“, auf eine „einfache, klare Sprache und Darstellungsweise“ zu achten.

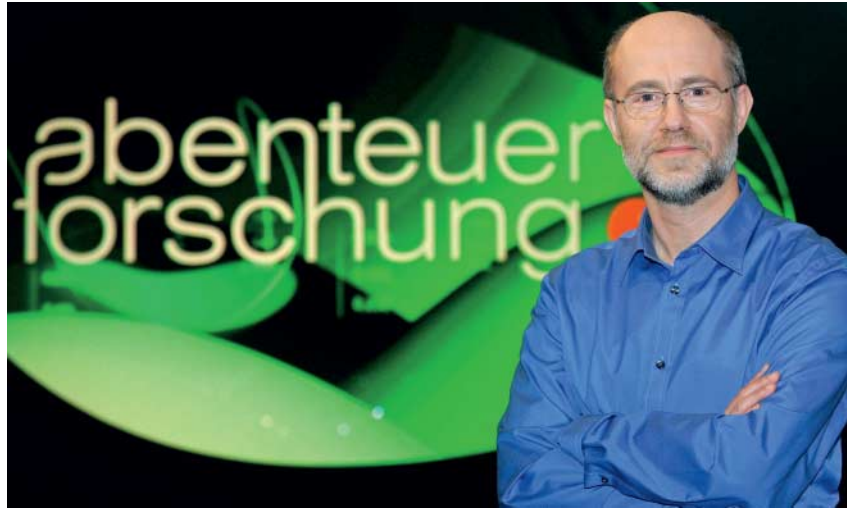
Im Szeneclub SO36 in Berlin-Kreuzberg sprechen an jedem ersten Montag im Monat junge Wissenschaftler vor ausverkauftem Haus. Die Regeln sind einfach: Wer länger braucht als zehn Minuten, wird disqualifiziert, wer am meisten Applaus bekommt, ist der Sieger.





Die Sache hat allerdings einen Haken: Noch bleibt die Begeisterung der Forscher für mitreißende Darbietungsformen ihres Fachs allzu häufig ein reines Lippenbekenntnis. „Wissenschaftler, die wirklich Neues probieren, wirklich häufig nach draußen gehen, populärwissenschaftliche Artikel schreiben, Ausstellungen organisieren oder routinemäßig mit den Medien zusammenarbeiten, sind immer noch eine Minderheit“, fasst Weingart seine Untersuchungen zusammen. Oft beschränke sich das Engagement auf ermüdend ausführliche Power-Point-Vorträge.

Harald Lesch ist der Shootingstar unter den Wissenschaftsmoderatoren im Fernsehen. Mit seiner Fähigkeit, Hochkompliziertes ganz einfach zu erzählen, hat der Professor für Astrophysik Maßstäbe gesetzt.



Beispiel: eine Ringvorlesung zum Technologiemanagement an der TU Berlin. Laut Studienführer richtet sich die Veranstaltung an Interessierte aller Fachrichtungen. Es geht um Kooperationsstrategien in Unternehmensnetzwerken, an und für sich kein langweiliges Thema. Doch der Vortragende Professor rasselt mit monotoner Stimme eine Folie nach der anderen herunter, mehr als eine Stunde lang, ohne Unterbrechung. Der kleine Vortragssaal ist nur halb gefüllt, nach zehn Minuten beginnen die ersten Zuhörer, mit ihren Handys zu spielen oder verstoßen ihre E-Mails auf dem Laptop abzurufen. Als der Redner schließlich zum Ende kommt, spendet das Auditorium höflich Beifall, dann drängen alle möglichst rasch zum Ausgang. Keine Diskussion oder gar ein Lachen wie beim Science Slam.

„**Natürlich lässt sich die** spezielle Dramaturgie eines Slam-Vortrags nicht eins zu eins auf Fachvorträge oder Vorlesungen übertragen“, sagt Uwe Nestmann, Informatik-Professor an der TU Berlin. Beim Science Slam im SO36 ist er der „featured scientist“, vergleichbar der Vorgruppe im Rockkonzert, der außer Konkurrenz auftritt und mit seinem Kurzvortrag das Publikum auf das Hauptprogramm des Abends einstimmt. Schon als er mit Musikbegleitung auf die Bühne tritt, jubeln die Zuschauer. Als er sie dann noch verschiedene Rhythmen klatschen lässt, um vorzuführen, wie sich verteilte elektronische Systeme selbst takten können, hat er die Zuhörerschaft endgültig in seinen Bann gezogen. „Einige Slam-Elemente wie die musikalische Untermalung oder die Aufforderung zum Mitmachen eignen sich durchaus auch zur Auflockerung konventioneller Wissenschaftsvermittlung“, sagt der 44-Jährige, der von der Universität im vergangenen Jahr für seine vorbildliche Lehre ausgezeichnet wurde. Egal ob man vor Experten, Studenten oder Club-Besuchern spreche, wichtig sei immer, sich genau auf sein Gegenüber einzustellen und es dort abzuholen, wo es steht. Dafür ab und zu „den Alleinunterhalter zu spielen“, findet Nestmann „absolut legitim“.

Das Problem: Viele seiner Kollegen sind da zwiespältiger. So deutlich sie sehen, dass Veränderungen nottun, so misstrauisch

betrachten sie die sich abzeichnende Trendwende hin zu öffentlichkeitswirksameren Präsentationsformen in der Wissenschaft. Sie haben Bedenken, dafür zu viel Zeit opfern zu müssen, Zeit, die ihrer Meinung nach gewinnbringender in Forschung investiert wäre. „Manche Professoren fürchten auch, sich zum Clown zu machen, zu trivial zu wirken“, sagt Martin Buchholz, Thermodynamiker an der TU Braunschweig und Sieger der ersten deutschlandweiten Science-Slam-Endausscheidung im vergangenen Jahr. „Wie weit soll Wissenschaft denn noch sinken?“, habe ein Institutsmitarbeiter ihm auf die Frage geantwortet, ob er nicht auch mal bei einem Slam mitmachen wolle.

„**Die Community hat Angst**, substanzlose Verkäufer heranzuziehen, die sich nur selbst vermarkten und an den Normen der wissenschaftlichen Gemeinde vorbei profilieren wollen, bestätigt Simone Rödder von der Universität Bielefeld. Für ihre Promotion hat die Soziologin führende Biomediziner aus Deutschland, Frankreich, Großbritannien und den

## DIE ANGST: **BLOSS KEIN VERKÄUFER SEIN.**

USA befragt, wie sie das zunehmende Engagement ihrer Kollegen für Öffentlichkeitsarbeit beurteilen, insbesondere das Auftreten in den Massenmedien. Es stellte sich heraus, dass darstellungsfreudige Forscher in allen vier Ländern nur unter bestimmten Voraussetzungen akzeptiert werden: Sie müssen sich innerhalb der Community bereits einen guten Ruf erworben haben. Und sie sollten eine leitende Funktion in einem Institut oder Forschungsprojekt innehaben, sodass es für sie naheliegt, Präsentationsaufgaben zu übernehmen. Andernfalls könnten die Auftritte der Karriere schaden, sagt Rödder und verweist auf den sogenannten „Sagan-Effekt“: Der amerikanische Astronom war ein gewandter Erzähler und hatte im US-Fernsehen in den achtziger Jahren eine eigene Sendereihe über den Kosmos – zum Missfallen seiner Kollegen. Trotz einer ansehnlichen Liste an Fachpublikationen verweigerten sie ihm die Aufnahme in die Nationale Akademie der Wissenschaften. „Ich bin überzeugt, dass solche Vorbehalte heute immer noch bestehen, besonderes gegenüber jungen, weniger gut etablierten Forschern“, sagt Rödder.

Harald Lesch, Professor für Astrophysik an der Ludwig-Maximilians-Universität in München und Moderator eines Wissenschaftsmagazins im ZDF, ist ähnlicher Ansicht. Obgleich er von seinen Kollegen für seine Vorträge und Sendungen viel Lob geerntet habe – „jetzt hast du meiner Frau endlich mal erklärt, was ich mache“ – und zu seinem Posten beim Fernsehen sogar schriftliche Glückwünsche vom Unipräsidenten erhielt, würde er jungen Mitarbeitern abraten, seinem Vorbild nachzueifern. „Die müssen zunächst die Ochsentour ableisten, sprich: publizieren, publizieren, publizieren“, sagt Lesch. Er selbst habe erst zwei Jahre nach Antritt seiner Professur in München begonnen, öfter außerhalb des Hörsaals aufzutreten und besondere Lehrveranstaltungen wie Rhetorikseminare anzubieten. „So etwas kann man sich in unserem System realistisch betrachtet frühestens auf einer Dauerstelle leisten.“

**Ein Fehler, wie Harald Lesch findet.** Denn der Dialog mit Außenstehenden könnte gerade auch für Nachwuchswissenschaftler förderlich sein. Nach Leschs Erfahrung bringt die Rückkopplung mit Laien oder Vertretern anderer Disziplinen nicht selten ungewöhnliche Einblicke in das eigene Fach und damit nützliche Anregungen für neue Experimente. Klare, anschauliche Vorlesungen oder Vorträge zu halten hilft Forschern außerdem, ein tieferes Verständnis für ihr Spezialgebiet zu entwickeln. „Nur wenn ich ganz souverän bin, den Stoff wirklich durchdrungen habe, kann ich die richtigen Bilder, die passenden Analogien und treffende Vereinfachungen finden“, erläutert Lesch. Und laut einer Studie von Forschern der Universität Lyon mit 3500 Mitarbeitern des französischen nationalen Zentrums für wissenschaftliche Forschung (CNRS) zählen Wissenschaftler, die sich besonders intensiv um die Popularisierung ihrer Arbeit bemühen, etwa in öffentlichen Vorträgen, Interviews und auf Konferenzen, oft zu den produktivsten Mitgliedern ihrer Zunft.

Was also tun, um den frischen Wind, der aus Veranstaltungen wie den Science Slams in die Universitäten weht, weiter zu entfachen? Wie die aufkeimende Lust der Wissenschaft an kreativen, neuen Präsentationsformen fördern, ohne dabei die Zwänge und Vorbehalte des bestehenden Systems außer Acht zu lassen?

Am wirkungsvollsten wäre es, die Darstellung von Fachkenntnissen und das Erlernen des nötigen Handwerkszeugs fest im Wissenschaftsbetrieb zu verankern. Darin sind sich Forscher

wie Harald Lesch mit Kommunikationsexperten, Wissenschaftsmanagern und PR-Strategen einig. Ein Ansatz könnte zum Beispiel sein, Techniken wie den gelungenen Aufbau von Vorträgen und Vorlesungen oder den Umgang mit den Medien verbindlich in die Ausbildung von Wissenschaftlern zu integrieren. Bislang müssen Professoren als Nachweis für ihre Lehrbefähigung zumeist kaum mehr als einen Habilitationsvortrag vorweisen. Kurse in Fachdidaktik? Fehlzanzeige. „Traditionell ging man in Hochschulkreisen immer davon aus, dass die hehre Gelehrtenzunft diese niederen Tätigkeiten einfach von selbst beherrscht. Von wenigen Naturtalenten abgesehen ist das allerdings ein Irrtum“, sagt Hans Peter Peters vom Forschungszentrum Jülich.

Der Kommunikationsexperte hat deshalb für die Jülicher Institutsbelegschaft zweitägige Kompaktkurse entwickelt. Sie liefern zwar keine umfassende didaktische Ausbildung, lehren ihre Teilnehmer aber zumindest das kleine Einmaleins des Darstellens, vom Verfassen eines allgemeinverständlichen Textes über das Sprechen vor einer Fernsehkamera bis hin zur professionellen Beantwortung von Journalistenfragen. Auch in den Graduiertenkollegs der Deutschen Forschungsgemeinschaft wird die Teilnahme an solchen Medientrainings für die Doktoranden mittlerweile empfohlen. Und immer mehr Institute oder Universitäten, die selbst keine Schulungen dieser Art anbieten, schicken interessierte Mitarbeiter in externe Weiterbildungsseminare. Die Resonanz ist gut. „Kürzlich haben wir an der Uni Frankfurt einen Kurs für Professoren abgehalten. Wir hatten mit maximal sechs Leuten gerechnet, angemeldet haben sich am Ende 30“, erzählt der Berliner Wissenschaftsjournalist Wolfgang Richter, der zusammen mit drei Kollegen regelmäßig Medientrainings für Forscher veranstaltet. Am aufgeschlossensten sind seinen Beobachtungen zufolge relativ junge Wissenschaftler, die jedoch die ersten Stufen der Karriereleiter schon erklommen haben und nun ein bisschen Kapazität frei haben, um über den Tellerrand zu gucken, etwa Juniorprofessoren.

**Diesen Leuten ihren Extraeinsatz** dann als Pluspunkt für den nächsten Karriereschritt anzurechnen, könnte die Offenheit für Wissenschaftskommunikation weiter fördern. „Es wäre zum Beispiel denkbar, bei der Vergabe von Finanzmitteln, Stellen und Professuren auch auf das öffentliche Auftreten und die darstellerischen Qualitäten der Kandidaten in Vorträgen oder Lehre zu achten“, sagt Dorothee Menhart von „Wissenschaft im Dialog“ (WiD). Diese gemeinsame Initiative vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft und allen großen deutschen Forschungsorganisationen will den Austausch zwischen Wissenschaft und Gesellschaft unterstützen. Bereits beim Start des Programms vor zwölf Jahren hatten Hochschulen und Forschungszentren in einem Memorandum angekündigt, entsprechende Belohnungssysteme zu schaffen. „Bisher hat sich in dieser Hinsicht aber noch nicht viel bewegt“, kritisiert Menhart. Nach wie vor bemisst sich etwa die Qualifikation für eine Professorenstelle ausschließlich nach anderen Maßstäben, wie der Zahl der Fachpublikationen und der Höhe der eingeworbenen Sponsorengelder. Kriterien,



Mit seinem Vortrag „Bis ins Innere des Protons“ wurde der Elementarphysiker Boris Lemmer im Juni 2011 Sieger beim Science Slam XXL in Münster.



die sich wesentlich leichter quantifizieren lassen als die Güte eines Vortrags.

Allmählich finde allerdings ein Umdenken statt, sagt Menhart. So sei es beispielsweise bei der Begutachtung von DFG-Anträgen auf Fördergeld inzwischen möglich, neben Fachveröffentlichungen auch populärwissenschaftliche Artikel oder eine Vortragsreihe als Bonus zu betrachten. Manche Universitäten berücksichtigen das Sonderengagement zudem, wenn es um die Bezahlung ihres Personals geht.

**Ein zusätzlicher Anreiz** für Veränderung könnten Auszeichnungen sein. Wie zum Beispiel der Communicator-Preis, eine mit 50 000 Euro dotierte Ehrung für Wissenschaftler aller Disziplinen, die seit 2000 jährlich von der DFG und dem Stifterverband verliehen wird. „Grundbedingung für die Vergabe ist, dass der Kandidat exzellente Forschung geleistet hat. Und dann muss er seine Ergebnisse auch noch über einen längeren Zeitraum hinweg hervorragend vermittelt haben“, erläutert Eva-Maria Streier, Sprecherin der DFG, das Auswahlprinzip. Das hohe Preisgeld solle dem Gewinner zeigen, wie sehr man seine Bemühungen schätze, und andere zur Nachahmung anregen. Ein Lob, das ankommt. „Ich bin hier im Institut rumgesprungen und habe mich riesig gefreut“, erzählt Harald Lesch von dem Tag, als er erfuhr, den Communicator-Preis für 2005 zu erhalten. Er schlägt vor, ähnliche Auszeichnungen auch in kleinerem Rahmen zu vergeben. Man müsse versuchen, „mit unterschiedlichsten Ideen und Motivationsmöglichkeiten zu spielen“.

Dem kann Günter M. Ziegler nur zustimmen. „Bei gelungener Wissenschaftsvermittlung geht es immer auch darum, dem

## „DIE SACHE MUSS AUCH SPASS MACHEN.“

Gegenüber ein Gesamtbild des Fachs zu skizzieren, sagt der Mathematik-Professor von der Freien Universität Berlin und Communicator-Preisträger 2008. Dazu sei es sinnvoll, die vielfältigsten Tricks auszuprobieren und zu fördern, von der Kunstaussstellung über formschöne geometrische Flächen bis zum Internet-Videoclip über ein Experiment. Wenn Politik und Forschungsmanagement solche Bemühungen künftig weiterhin unterstützen, ist Ziegler optimistisch, dass die Tendenz zur Erneuerung in der hiesigen Forschungskommunikation anhält. „Es wird immer Elfenbeinturmbewohner aus den oberen Stockwerken geben, die man mit dem Thema besser nicht behelligt; es passt ja auch nicht zu jedem“, sagt der Mathematiker. Die Mehrzahl der deutschen Forscher, so prognostiziert er, werde ihre Ressentiments jedoch mit der Zeit ablegen und zunehmend geübt in diesem Teil ihrer Arbeit werden – auch verglichen mit ihren ausländischen Kollegen.

Lange Zeit galten Großbritannien und die USA in der Wissenschaftskommunikation als Vorreiter, Initiativen wie „Wissenschaft im Dialog“ orientierten sich stark an den Bildungsprogrammen von Förderorganisationen wie der amerikanischen „Association for the Advancement of Science“ (AAAS). Und bis heute haben die angelsächsischen Forscher einen klaren Vorsprung bei der Professionalisierung ihrer Darstellungsfertigkeiten: Nach einer Studie des Jülicher Kommunikationsforschers Hans Peter Peters mit rund 1600 Biomedizinern aus verschiedenen westlichen Ländern absolvieren in den Vereinigten Staaten mit 16 Prozent noch fast dreimal so viele Wissenschaftler spezielle Medientrainings wie hierzulande, in Großbritannien sind es sogar fast viermal so viele. „Aber wir holen in vielen Bereichen auf“, sagt Peters, beispielsweise was die Experimentierfreudigkeit anbelangt. „Bald haben alle verstanden, dass eine Sache dem Publikum auch ein wenig Spaß machen muss, sonst nimmt niemand etwas mit.“

**Immerhin sind die Science Slams** ein urdeutsches Phänomen. Der erste Wettstreit dieses Typs fand 2006 in Darmstadt statt, nach dem Vorbild des Poetry Slam, einem Lyrikwettbewerb für Hobbyautoren. Und das Konzept könnte sich zum Exportschlager entwickeln. „In Österreich gibt es solche Veranstaltungen neuerdings ebenfalls“, berichtet der Berliner Slam-Organisator Gregor Büning. „Wir haben außerdem Anfragen aus Russland, Brasilien und Kanada.“

Wie gut die Idee ankommt, lässt sich auch an der ausgelassenen Stimmung bei Bünings Slam im SO36 ablesen. Nachdem die Vorträge beendet sind, werden alle vier Kandidaten noch einmal auf die Bühne gebeten. Durch Klatschen, Rufen und Trampeln muss das Publikum nun seinen Favoriten küren. Ein Dezibel-Messgerät auf dem Podium ermittelt, wer den lautesten Beifall erhält: an diesem Abend eindeutig Hanno Depner mit seinem Kant'schen Philosophiegerüst zum Selberbasteln. Als Trophäe überreicht ihm der Moderator ein Paar Boxhandschuhe. Die kann Depner möglicherweise brauchen, um sich in der Wissenschaft durchzukämpfen und den etablierten Betrieb weiterhin ein bisschen umzukrempeln – bis eines Tages vielleicht sogar ein Sieg im Science Slam als Plus für die Forscherlaufbahn anerkannt ist. ❖



Auch das Thema „Indische Migranten in Südafrika“ lässt sich in zehn Minuten launig referieren: Studentin Julia Koch beim Science Slam in Münster 2010.